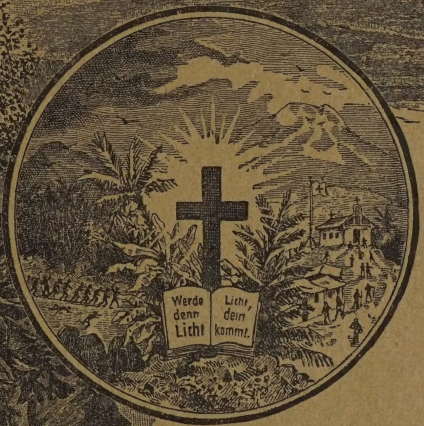
Pam. Africa. Althaus, H. No. 4583



Nr. 5.

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile.

Die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Wadschagga.

Von

H. Althaus,

Senior der Leipziger Evang.-luth. Mission am Kilimandscharo.

10 Pfennige.

Missionsschriften aus dem Verlag der Ev.-luth. Mission zu Leipzig.

I. Schriften über das afrikanische Missionsgebiet der Leipziger Mission.

a. „Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile." Kleine Serie à 5 Pf. (100 Stück Mk. 4.—.)

1. Otto Mai †. Von Pastor Dr. Göttsching . . . . . —.05
2. Was Kambajungen treiben. Von Missionar E. Brutzer . . . . . —.05
3. Neun Dschagga-Märchen. Von den Missionaren Gutmann und Fokken —.05
4. Acht Kamba-Märchen von den Miss. Pfitzinger, Kanig, Brutzer und Gerhold. . . . . —.05

b. „Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile." Größere illustrierte Serie.

1/2. Von Mombasa nach dem Kilimandscharo. Reisetagebuch usw. Von Missionar Paesler. Mit 5 Bildern und 1 Karte. 60 S. 2. Auflage . . . . . —.30
3. Dornige Pfade eines jungen Missionars in Ukamba. Von Miss. Kanig. 33 S. —.10
4. Madschame, die erste Station der Leipziger Ev.-luth. Mission in Deutsch-Ostafrika. Von P. Hofstätter. Mit 8 Bildern u. 1 Karte. 40 S. 3. Aufl. —.10
5. Die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Wadschagga. Von Senior H. Althaus. Mit 3 Bildern . . . . . —.10
6. Begegnungen mit Wakamba. Von Missionar Brutzer in Jimba. 33 S. —.10
7. Aus der Missionsarbeit unter den Wakamba. Von Missionssenior Hofmann. 20 S. . . . . —.10
8. Wandertage in Nord-Ost-Ukamba. Von Missionar Gerhold. . . . . —.10

Erster Sammelband (Nr. 1—6) in geschmackvollem Einband 1.20

c. Verschiedenes.

Am Fuße der Bergriesen Ostafrikas. Geschichte der Leipziger Ev.-luth. Mission in Deutsch-Ostafrika. Von Pastor Adolphi. 140 S. Mit 32 Bildern und 2 Karten. Gebunden 1.50

Karl Segebrock und Ewald Ovir. Zwei früh vollendete Missionare der Ev.-luth. Mission zu Leipzig. Von Missionsdirektor v. Schwartz. 97 S. Mit 10 Bildern und 2 Karten . . . . . —.30

Dasselbe in geschmackvollem Einband . . . . . —.75

Gedächtnispredigt für die am Meru ermordeten Missionare. Von P. Planitz. 15 S. —.05

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile. Nr. 5.

Die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Wadschagga.

Von

H. Althaus,

Senior der Leipziger Evang.-luth. Mission am Kilimandscharo.

Mit 3 Bildern.

Leipzig, 1906.

Verlag der Evang.-luth. Mission.

Die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Wadschagga.

Afrikanischer Zauberer.

Einleitung.

Die Mission hat die Aufgabe, den heidnischen Völkern, unter denen sie arbeitet, an Stelle ihrer falschen Religion die wahre, christliche Religion zu bringen. Ihre Arbeit ist also ein geistlicher Kampf gegen die heidnische Religion mit all ihren Äußerungen im Leben.

Um aber einen Feind überwinden zu können, ist es nötig, daß man ihn zuvor kennt, damit man nicht in die Luft streicht. Nun kennt jeder Christ zwar den bösen Feind, den Vater der Lüge, und kennt auch im allgemeinen den Betrug und die Zerstörung, die er in den Herzen seiner Kinder anrichtet. Aber die Äußerungen, die Formen der Lüge sind doch überall wieder verschieden. Darum ist es nicht, wie wohl manche gemeint haben, gleichgültig oder überflüssig, die Religion des zu christianisierenden Volkes zu studieren. Die Predigt des Apostel Paulus war gewiß zum guten Teil deshalb so wirksam und erfolgreich,

weil er die Religion der Völker, unter denen er arbeitete, genau kannte. So gehört denn die Erforschung der heidnischen Religion zu den nächstliegenden und wichtigsten Aufgaben der Missionare.

Solche Erforschung ist aber wiederum nur möglich im Zusammenhang oder vermittelst der Volkssprache. Ohne die Kenntnis dieser kann von einer Erforschung der Religion meiner Meinung nach kaum die Rede sein. Danach sind die auf die Religion der heidnischen Völker bezüglichen Mitteilungen zu beurteilen, die wir von Reisenden oder auch von solchen im Auslande lebenden Europäern haben, welche der Sprache der Eingeborenen nicht mächtig sind. Der englische Naturforscher Johnston, der sich vor unserer Zeit einige Monate am Kilimandscharo aufgehalten hat, schreibt in seinem Buche über denselben S. 413: „Religion haben die Wadschagga wenig oder gar nicht, dagegen desto mehr Aberglauben und Furcht vor Zauberei," und auf S. 419: „Bei den Völkern auf dem Kilimandscharo und in seiner Umgegend habe ich selten eine Spur von Religion, Glauben oder Kunst der Wilden angetroffen. Ich behaupte nicht," fügt er in auffallender, aber um so wohltuenderer Bescheidenheit hinzu, „daß sie nicht existieren, sondern sage nur, daß sie nicht zu meiner Kunde gekommen sind." Das ist kein Wunder; denn die Religion oder auch nur der Kultus der Wadschagga liegt allerdings keineswegs offen zutage. Es gibt keine Götzen, keine Tempel, keinen Priesterstand, keine regelmäßigen Versammlungen zu gottesdienstlichen Zwecken; ja, allgemeine religiöse Versammlungen überhaupt sind nur äußerst selten. Aber darum fehlt es doch nicht etwa an Religion, sondern das ganze Leben der Wadschagga ist vielmehr durchzogen von Religion beziehungsweise Aberglauben, der aber doch im engsten Zusammenhang mit der Religion steht.

Als evangelische Missionare haben wir uns nun aufs eifrigste bemüht, die Volkssprache und mit der Sprache die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Wadschagga zu studieren. Aber wenn wir auch auf beiden Gebieten bereits ein sehr reichhaltiges Material besitzen und dieselben im allgemeinen als erforscht ansehen können, so haben wir doch mit der Forschung durchaus noch nicht abgeschlossen. Unsere Wördersammlungen — diese kommen hier an erster Stelle in Betracht — werden wir ohne Frage von Jahr zu Jahr noch bereichern, immer wieder werden wir neue Gebräuche oder doch einzelne

neue Züge in den uns schon bekannten Gebräuchen entdecken. Damit wird sich das Verständnis der Religion aber immer mehr klären. Insonderheit werden wir dann auch noch besser den inneren Zusammenhang der religiösen Gedanken erkennen, die bis jetzt öfters in der Luft zu schweben scheinen; wiewohl ich von vornherein überzeugt bin, daß tatsächlich häufig der logische Zusammenhang fehlt, ganz entsprechend dem sonstigen Mangel an Logik im Denken, Reden und Tun der Eingeborenen.

Vorausgeschickt sei nur noch dies, daß sich die folgende Darstellung nur auf die an dem südöstlichen Abhange des Kilimandscharo, also im Bereich der Missionsstation Mamba wohnenden Dschaggastämme bezieht, von denen die auf den anderen Seiten des Kilimandscharo ansässigen Wadschagga in vielfacher Beziehung abweichen, wiewohl gerade die religiösen Grundanschauungen überall dieselben zu sein scheinen.

Erstes Kapitel.

Der Geisterglaube.

Die bei weitem erste und wichtigste Stellung im religiösen Denken und Leben der Wadschagga nehmen die Seelen oder **Geister** der verstorbenen Familienglieder, sowie der Stammväter des Volkes ein. Die ersteren werden von den Großeltern an sämtlich verehrt, also die Großeltern selbst, die Eltern, die Geschwister, die Kinder bis zu den Säuglingen. Ja, bei Greisen fängt man sogar schon zu ihren Lebzeiten an, sie in gewisser Weise wie Geister zu behandeln, indem man ihnen bei Opfern wohl das Fleisch, welches man sonst für die Geister draußen hinlegt, zum Essen gibt. Man teilt die Geister ein in solche von rechts, das sind die Geister aus der Sippe des Vaters; dann in solche von links, das sind die aus der Sippe der Mutter; ferner kennt man noch die Rippenstückler, das sind die Geister der verstorbenen Geschwister, so genannt, weil ihnen bei den Opfern das Rippenfleisch der geopferten Tiere dargebracht wird; und schließlich werden verehrt die Geister der Ahnen, der Stammväter eines Volks.

Der Hauptwohnsitz der Geister ist unter der Erde, doch halten sie sich auch wohl im Winde oder an der Oberfläche der Erde auf, z. B. in oder unter alten Bäumen, in Flußfurten, in Wasserlöchern oder Teichen. Solche Teiche sowie Höhlungen auf dem trockenen Land werden zugleich als die Eingänge in

die Unterwelt angesehen. Auf einem Grundstück unserer Mission in Mwicka soll sich solch ein Eingang befinden.

Den Geistern schreibt man eine ganz bedeutende Macht zu. Man kann sagen, daß sie fast bei allem, was den Menschen begegnet, sei es Böses oder Gutes, vor allem freilich bei dem Bösen, mit im Spiele sind, nur daß es den Leuten nicht immer in gleicher Weise bewußt ist. Um den Punkt, der die größte Rolle im Geisterglauben der Wadschagga spielt, zuerst zu nennen, können die Geister einen Menschen oder ein Stück Vieh einerseits krank machen und töten und anderseits von der Krankheit befreien, aber freilich nicht wieder auferwecken; wiewohl die Wadschagga alte Auferweckungsgeschichten haben. So erzählen sie eine Geschichte, in der gefallene Krieger durch das Lecken einer Schnecke wieder Leben bekommen. Nebenbei bemerkt, ist es für die christliche Verkündigung von hohem Werte, daß die Eingeborenen somit den Begriff der Auferweckung und daher auch ein Wort dafür kennen. Doch dies nebenbei. Den durch einen Geist erkrankten Menschen denkt man sich als in dem Besitz, in der Gewalt des Geistes befindlich, weshalb es oft in den Gebeten heißt: „Du Geist, der du diesen Menschen im Besitz hast, laß ihn wieder los.“ Die Wirkung des Geistes auf einen von ihm ergriffenen oder besessenen Menschen erstreckt sich aber nicht nur auf dessen Körper, sondern auch auf seinen Geist, indem er ihn verrückt macht, sowie auf sein Herz, indem er dieses zu allerlei Bösem und Törichtem verführt, vor allem scheinbar bei Knaben. Wenigstens gibt es eine besondere feierliche Zeremonie, kisusa genannt, durch welche der heranwachsende Knabe von den Geistern und damit von den Torheiten der Jugend befreit werden soll. Die Macht der Geister besteht ferner darin, einen Menschen im Kriege vor dem Tode zu schützen, ihm zur Beute zu verhelfen und ihn glücklich wieder heimzubringen. Weiter können sie die verschiedenartigsten Vorzeichen geben, um die Menschen zu schrecken; sie haben somit eine ausgedehnte Macht auch über die Tiere und über die Kräfte der Natur, denn vermittelst dieser pflegen sie hauptsächlich die Vorzeichen zu geben. Wenn ein Erdbeben ist, wie wir es nicht selten am Kilimandscharo erleben, heißt es: „Ein Ding geht vorüber.“ Bei dem „Dinge“ denkt man aber an einen Geist. Wenn der Sturmwind des Nachts auf dem Gebirge Zweige von den Bäumen abbricht, so glaubt man wieder, die Geister haben es getan. Ferner veranlassen und verhindern die

Geister den Regen. Ebenso wie bei den Wakamba (nach einem Bericht von Missionar Säuberlich) tun dies also nicht die sogenannten Regenmacher, sondern diese sind vielmehr nur die Vermittler, welche durch ihre Gebete und Veranstaltungen die Geister veranlassen, den Regen zu binden oder zu lösen, wie der betreffende Ausdruck lautet. Schließlich will ich noch hervorheben, daß die Geister auch den Zaubermitteln Kraft verleihen, sowie dieselbe wieder aufheben können. Später werde ich auf diesen Punkt noch besonders zurückkommen. Nach den angeführten Beispielen sehen wir, daß den Geistern eine gewisse Allgegenwart und Allmacht zugeschrieben wird, doch ist dies gleich wieder dahin einzuschränken, daß sich dieselbe, soweit es sich um die Familiengeister und somit um die wichtigsten oder populärsten Geister handelt, nur über die Glieder der eigenen Familie erstreckt. Wünscht daher ein Geist etwa ein Glied einer anderen Familie zu schützen, so muß er einen Geist eben jener Familie bitten, es für ihn zu besorgen. Man hat für dieses Bitten sogar einen besonderen technischen Ausdruck, dem man nicht selten in Gebeten begegnet.

Trotz der bedeutenden Macht, die man den Geistern zuschreibt, stellt man sich dieselben in vieler Beziehung wiederum lediglich als Menschen, ja als recht arme und kleinliche Menschen vor, weshalb sie häufig auch einfach „Menschen" angeredet werden; ferner müssen die Geister, welche unbeschnitten oder unverheiratet in die Geisterwelt eingegangen sind, nachträglich (man gebraucht dazu die Bananenblüte) durch die lebenden Glieder ihrer Familie beschnitten bzw. mit einem ebenfalls verstorbenen Altersgenossen verheiratet werden, ehe ihre jüngeren Geschwister an die Reihe kommen können. Sonst würden sie jenen Schaden zufügen. Wie weiter bei den Lebenden Essen und Trinken die größte Rolle spielt, so auch bei den Verstorbenen. Obwohl aber öfter von dem Vieh der Geister die Rede ist, das mit Schlangen anstatt mit Stricken angebunden wird, gilt im allgemeinen doch die Ansicht, daß es in der Unterwelt kein gutes, schmackhaftes Essen gibt. Daher sollen die Verstorbenen solches aus dieser Welt erhalten, vor allem Fleisch, Getreide, Bier, Milch und Honigwasser. Doch können sie sich das nicht selbst nehmen, sondern müssen es von den auf der Erde befindlichen Menschen bekommen. Auf dieser Anschauung baut sich eigentlich der ganze Geisterkultus der Wadschagga auf. Die Geister sind hungrig und durstig und suchen daher die Lebenden auf allerlei Weise

zu veranlassen, ihnen Essen und Trinken zu geben. Die Lebenden willfahren ihnen aber, indem sie Opfer darbringen. Zu diesen sehen sie sich jedoch nicht etwa durch ein Gefühl der Ergebenheit, des Dankes, der Schuld oder durch sonst ein sittliches Motiv veranlaßt. Es kann freilich manchmal den Anschein haben, als ob ein Opfer eine Dankesgabe sei. Wenn z. B. jemand aus einem „Gottesurteil" als Sieger hervorgegangen ist und deshalb von seinem Gegner eine Anzahl Vieh bekommen hat, opfert er wohl den Geistern eine Ziege, indem er sagt: „Ich gebe euch hier ein Beutegeschenk, weil ihr mich in der Streitsache glücklich durchgebracht habt." Doch fährt er dann fort: „So behütet mich auch ferner vor dem Dinge, das an meinem Gehöft vorübergeht (er denkt dabei an irgend ein Unglück), damit ich euch alle Jahre ein Beutegeschenk gebe," und beweist dadurch, daß er mit seiner Dankesgabe tatsächlich etwas erbittet. Dementsprechend liegt allen Opfern das Bestreben zugrunde, entweder eine Schädigung seitens der Geister zu verhindern oder von ihnen Hilfe zu erlangen, selbst zu unsittlichen Zwecken, wenn es sich z. B. um die Besiegung des unschuldigen Gegners in einem „Gottesurteil" handelt. Es ist also einfach ein Handels- oder Tauschgeschäft, welches der Mensch mit den Geistern treibt. Völlig deutlich tritt das in folgenden aus dem alltäglichen Leben gegriffenen Beispielen zutage. Bevor ein Mann in den Krieg geht, gibt er den Geistern wohl eine Ziege, damit sie ihm helfen, andere Ziegen zu erbeuten. Oder in einem Krankheitsfalle werden bei einem Opfer etwa folgende Worte gebetet: „Du Geist, der du diesen Menschen hast, d. h. in der Gewalt hast, nimm diese Ziege, die ich dir gebe, damit du ihn gesund machst." — Man könnte fragen: Aber was nützen den Geistern, diesen körperlosen Wesen, Fleisch und Blut der Opfertiere oder woraus die Opfergabe sonst besteht? Sie können dieselben doch nicht essen? Auf eine derartige Äußerung meinerseits erwiderte einst ein Wadschagga schlagfertig: „Nein, das Fleisch des Opfertieres essen sie auch nicht. Das esse ich und die Meinen. Aber die Seele der Kuh bekommen sie und das genügt für die Geister."

Noch unter ein Tauschgeschäft sinkt das Verhältnis der Lebenden zu den Geistern herab, wenn die ersteren die Geister gar necken, verhöhnen oder verfluchen, um sie nach vergeblichen Gebeten und Opfern willfährig zu machen.

Ich sagte vorhin, die Geister suchten die Lebenden auf

allerlei Weise zu veranlassen, ihnen Opfer darzubringen. In der Tat, der Zwangs- und Schreckmittel, der bösen Vorzeichen, deren sich die Geister bedienen, gibt es geradezu eine Fülle. Da zeigt sich so recht der heidnische Aberglaube, der bei dem Irrglauben an die Menschengeister in den Herzen der Wadschagga Platz greifen mußte. An erster Stelle sind hier die Krankheiten zu nennen, als deren Urheber man fast durchweg die Geister annimmt. Oder wenn jemand des Nachts in der Nähe seiner Hütte einen Leoparden, einen Schakal, eine Hyäne, eine Eule oder dgl. schreien hört, so meint er, ein Geist wolle ihm dadurch anzeigen, daß er ein Glied seiner Familie oder ein Stück Vieh krank machen oder töten werde, falls er kein Opfer bekomme. Ebenso wenn er auf dem Wege zum Zauberer einem einzelnen Menschen begegnet, wenn er eine große Schlange sieht, wenn er Nervenzucken in seinem Augenlide hat, wenn er unterwegs einen bestimmten Vogel, irindowo genannt, auf der linken Seite singen hört, wenn er mit einem bösen Blick angesehen, wenn er irrtümlicherweise mit dem Namen eines Verstorbenen angeredet oder nach dem Krankheitsstand eines Familiengliedes befragt wird, während dasselbe gar nicht erkrankt ist, wenn eine Grille im Hause zirpt, wenn eine Ziege auf die Hütte klettert, wenn eine Kuh „tanzt", d. h. auffallende Bewegungen macht, wenn der Himmel besonders gerötet ist, wenn der Regenbogen auf der Westseite, anstatt wie gewöhnlich in Mamba auf der Ostseite steht. Ja, der Aberglaube geht so weit, daß selbst etwas Gutes die Leute schreckt, z. B. wenn jemand einen Elfenbeinzahn im Urwalde findet, wenn seine Kuh mehr Milch als gewöhnlich gibt, wenn die Feldfrüchte besonders gut stehen. In der Weise könnte ich noch lange fortfahren, die Schreckmittel aufzuzählen, durch welche die Geister die Menschen ängstigen, wiewohl mir längst nicht all der Aberglaube bekannt ist.

Um nun die Furcht zu bannen und das Verderben abzuwehren, sucht man, wie vorhin bereits ausgesprochen ist, die Geister durch Opfer zu befriedigen. Im letzten Grunde halten sich die Wadschagga hauptsächlich zu diesem Zwecke ihr Vieh, besonders ihr Kleinvieh; wenigstens *schlachten* sie dasselbe kaum anders als zu Opferzwecken. Sein Vieh zu schlachten, lediglich um Fleisch zu essen, gilt für verschwenderisch und verwerflich. Wieviel Vieh man aber häufig opfert, z. B. in Krankheitsnöten, ist ganz erstaunlich. Als ich einst dem Häuptling Mareale von Marangu einen Krankenbesuch machte, wurde mir erzählt, daß

gerade an dem Tage das hundertste Stück Rindvieh geopfert sei. Der Häuptling war aber noch lange krank; da mögen leichtlich nochmals hundert Tiere geopfert sein. Nun, der Häuptling ist dadurch nicht arm geworden, denn er besaß eine große Menge Vieh. Schlimmer erging es aber einem jungen Manne, der später die heilige Taufe empfangen hat. Als er einst krank war und es mit seiner Krankheit nicht besser werden wollte, opferte er nacheinander dreizehn Ziegen. Das war bis auf einen kleinen Rest sein ganzes Vermögen. Und auch jenen hätte er noch daran gegeben, wenn nicht verwandte Jünglinge, die bei uns Unterricht empfingen, ihn davon abgebracht hätten, indem sie ihn versicherten, daß er durch das Opfern doch nicht gesund würde. Jetzt lacht er über seine damalige Dummheit und ist seinen Verwandten sehr dankbar, daß sie ihn vor völliger Verarmung bewahrt haben.

Aber die Menschen können nicht ohne weiteres auf die bösen Vorzeichen hin oder in den verschiedenen Nöten die Opfer darbringen, denn sie wissen nicht, welcher Geist sich gemeldet hat und was er haben will. Das kann ihnen nur ein Orakeldeuter sagen. Darum muß man sich an solch einen Mann wenden, um durch ihn gegen einen in Naturalien bestehenden Lohn in der Geisterwelt anfragen zu lassen. Nach dem oben Gesagten ist es erklärlich, daß derartige Anfragen überaus oft nötig sind, zumal da man sich in Krankheitsfällen nicht mit einem Orakelspruch begnügt, sondern sich bei anhaltender Krankheit immer wieder bescheiden läßt; man sucht auch wohl von vornherein gleich mehrere Orakeldeuter auf in der Hoffnung, daß der Orakelspruch des einen vielleicht billiger als der des anderen auszuführen sei. Dadurch ist es zu erklären, daß es in einem Lande geradezu eine Fülle von Orakeldeutern gibt, die neben diesem Geschäfte aber genau wie andere Menschen leben, so daß sie für den Fremden nicht etwa als Orakeldeuter kenntlich sind. Auch bilden sie keinen geschlossenen Stand.

So interessant es auch ist, in die Werkstätte solch eines Orakeldeuters zu sehen, wie er vermittels Knacken seiner langgezogenen Finger oder durch kastanienartige Früchte, die er in einer Kalabasse schüttelt, oder durch Getreide, welches er mit Wasser in einem Holzlöffel verrührt usw., die Geister aufzufordern sucht, sich ihm zu erkennen zu geben, und wie er dann die Leute berichtet, d. h. sie aufs schmählichste betrügt; ich sage, so interessant dies alles auch ist, eile ich doch weiter, um

gleich darauf zu kommen, wie den Geistern die Opfer dargebracht werden.

Dies geschieht nicht durch jene Männer, denn dieselben haben nur die Aufgabe, die Geister zu befragen, sind aber keine Priester. Das Priesteramt, das Amt, den Geistern Opfer darzubringen, ist in gewisser Weise ein allgemeines, wenn es auch, wenigstens bei Familienopfern, d. h. den Opfern, die den Familiengeistern dargebracht werden, vor allem in der Hand des Hausvaters oder der Ältesten einer Familie liegt.

Die wichtigsten Opfer der Wadschagga sind die blutigen, welche in Schlachtung einer Kuh, einer Ziege oder eines Schafes besteht. Nachdem der Orakeldeuter das zu opfernde Tier bezeichnet hat, versammelt sich die Familie, am liebsten an der Schädelstätte der Familie, dem gewiesenen Kultusorte dieser Verehrer der Familiengeister, aber auch an einem Eingang zur Unterwelt oder sonstwo. Dann wird das Tier vorgeführt und den Geistern geweiht. Dies geschieht dadurch, daß über das Haupt des Opfertieres der ausgekaute Saft eines bestimmten Krautes gespien und Gebetsworte gesprochen werden, z. B. „Du Inhaber dieses Grundstückes, nimm hin diese Ziege, nach welcher du verlangst; geh, setz dich zusammen mit dieser Großmutter nieder und esset diese Ziege, welche ihr begehrt. Ihr Elefanten, hai na hai, richtet wieder auf diesen Menschen, damit ich weiß, ob ihr es seid, die ihn in der Gewalt haben.“ Dann schlachtet man das Tier, gießt wohl etwas Blut aus, untersucht die Eingeweide und ißt das Fleisch. Doch bekommen auch die Geister, außer daß ihnen das ganze Tier zugeeignet wird, noch ihr besonderes Teil. Man schneidet nämlich etwas Fleisch in kleine Stückchen, streut dieselben auf ein Drazänenblatt und legt dieses draußen auf die Erde in der Hoffnung, daß kleine wilde Tiere kommen und die Fleischstückchen wegfressen. Denn wenn dieselben nicht verzehrt werden, glaubt man, die Geister haben das Opfer verschmäht und verlangen ein anderes Opfertier. Sehr häufig werden aus der Kopfhaut des Tieres kleine Fingerringe mit einem längeren Ansatz geschnitten und den Beteiligten auf die Finger gesetzt, so daß man die Heiden stets mit solchen Ringen gehen sieht. Auf den Ansatz pflegt man bei drohender Gefahr, etwa im Kriege oder bei dem Anblick einer großen Schlange zu beißen unter dem Gelübde, man werde dem betreffenden Geiste bei Errettung aus der Not ein Tier opfern.

Bei einem Trankopfer gießt man etwas Bier, Milch,

Honigwasser od. dgl. an bestimmte Stellen, meistens an die Türpfosten, indem man bei Krankheit eines Familiengliedes etwa betet: „Du Mensch der Geister, nimm das Opfer, das ich dir gebe, damit du den Kranken gesund machst.“ Oder wenn ein Mann vor dem Kriege ein feierliches Trankopfer bringen will, kommen alle Männer seiner Sippe zusammen und trinken Bier. Wenn sie dann fertig sind, stehen sie auf, ein Alter hebt ein Trinkgefäß in die Höhe, gießt etwas Bier aus und spricht: „Da habt ihr Bier, ihr Geister, ihr Elefanten, ruft euch gegenseitig alle zusammen, unsere ganze Sippe, trinkt dies Bier, damit ihr uns beschützt.“ Darauf sagen alle ähnlich unserem Amen hawu, womit sie den Wunsch — aber freilich nicht die Gewißheit — ausdrücken, daß ihr Gebet Erhörung finde. Die Geister der betreffenden Sippe werden aufgefordert, sämtlich zusammen zu kommen; denn wenn einer vergessen wird und nichts abbekommt, möchte er es übel nehmen und die Lebenden plagen, um ebenfalls eine Opfergabe zu erlangen. Entsprechend der Versammlung der Geister legt man auch großes Gewicht darauf, daß die lebenden Glieder der opfernden Familie vollzählig versammelt sind. Wenn das aber nicht der Fall sein kann, so sucht man sich wohl damit zu helfen, daß der Abwesende hinterher etwas von dem Fleisch des geopferten Tieres zu essen bekommt und sich so noch nachträglich an dem Opfer beteiligt. Ich hebe dies besonders hervor, weil es von der größten Bedeutung für unsere Christen und Anhänger ist. Betreffs des Fleischessens entsteht dieselbe Frage, welche im Korintherbrief behandelt wird, und was die Gegenwart sämtlicher Familienglieder bei dem Opfer betrifft, werden unsere Leute oft unter Tränen von den Ihrigen gebeten oder hart bedroht und so in große Versuchung geführt, sich an den Geisteropfern zu beteiligen, und daher finden sie häufig starken Widerstand, wenn sie zum Christentum übertreten wollen. Anderseits ist freilich gerade der Übertritt der Ihrigen eben aus jenem Grunde manchmal die erste Veranlassung, daß die Heiden sich selbst mit diesem Gedanken vertraut machen. Denn sie müssen befürchten, daß die Opfer immer weniger wirksam werden. Ja, wenn jemand gar unter den männlichen Gliedern seiner Familie überhaupt keinen Heiden mehr hat, wer soll dann für ihn den Geistern Opfer bringen, daß sie ihn in Krankheitsfällen gesund machen oder bei seinem Tode in die Geisterwelt aufnehmen? Deshalb sagte mir einmal ein Heide, dessen Brüder sämtlich Anhänger

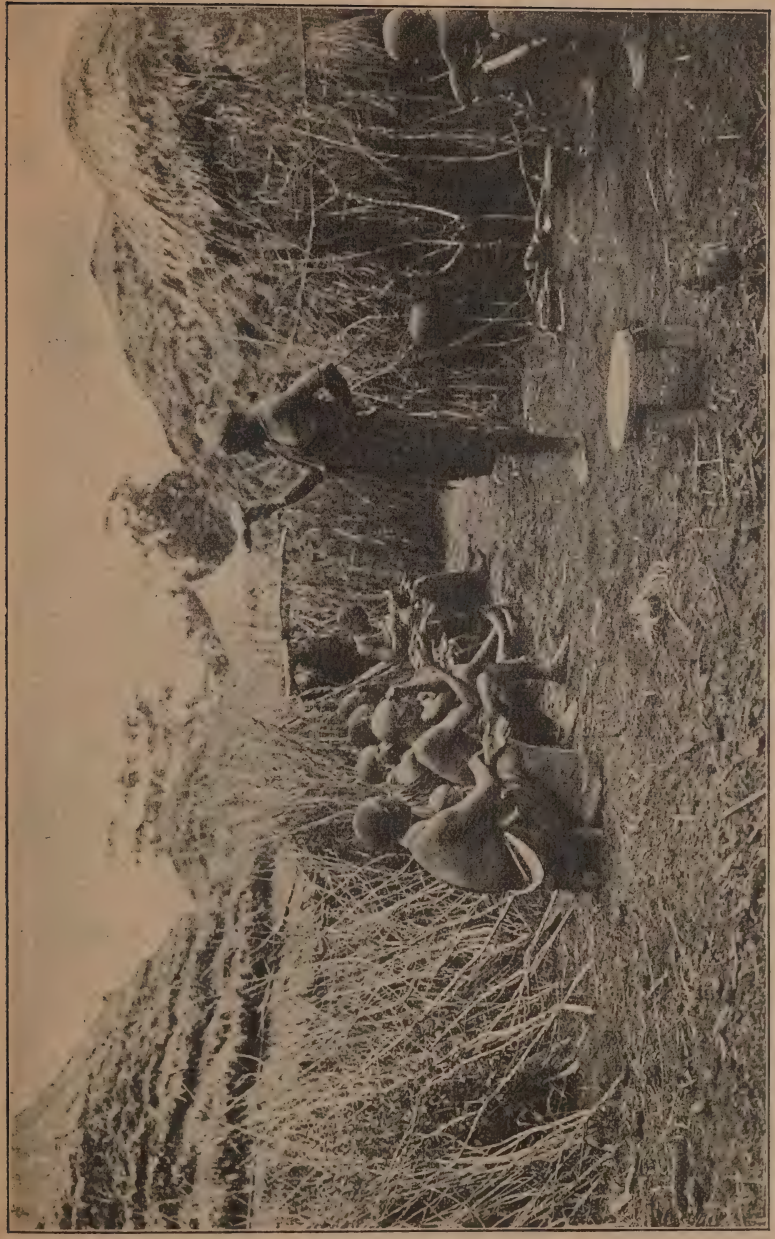
des Christentums waren: „Ich allein kann nicht ‚andern Göttern' dienen, während alle meine Brüder an Gott glauben."

Außer den Familienopfern und allerlei Spenden der einzelnen gibt es nun weiter, wiewohl bedeutend seltener, auch allgemeine oder Volksopfer, z. B. wenn der Regen ausbleibt. Dann versammeln sich viele Leute unter den Geisterbäumen und opfern dort unter Anführung der Ältesten oder des Häuptlings Ziegen und Kühe. — Ein gemeinsames Opfer wird von den Mambaleuten auch jährlich dem sogenannten „Alten" an einem Hügel in der Steppe dargebracht, wo die Mambaleute und die Massai sich einst getrennt haben sollen.

Zweites Kapitel.

Der Gottesglaube.

Als der „Alte" wird in anderen Bantuvölkern Süd- und Ostafrikas das höchste Wesen oder Gott bezeichnet. Wie die Geister der jüngst verstorbenen Familienglieder die engere Familie beherrschen, so waltet über dem ganzen Stamm der Geist des Stammvaters. Das entspricht durchaus der patriarchalischen Gliederung des Volkes und somit der ganzen Anschauungsweise der süd- und ostafrikanischen Bantuneger. Nun findet sich aber — und damit kommen wir auf eine hochinteressante und bedeutsame Frage — ich sage, es findet sich bei den Wadschagga wunderbarerweise neben dem „Alten" noch ein besonderes höchstes Wesen; nenne ich es **Gott**. Wie läßt sich das erklären? Zu identifizieren ist es mit dem Urahn schwerlich, denn die Eingeborenen selbst unterscheiden die beiden bestimmt. Das sehen wir an der Verschiedenheit ihrer Namen und ihres Wohnsitzes, sowie der ihnen gegenüber geübten Verehrung. Jenen „Gott" nennen die Wadschagga ruva oder — so im Madschamedialekt — iruva. Das ist dasselbe Wort, was für Sonne, Firmament gebraucht wird. Doch halten die Eingeborenen nicht etwa die Sonne selbst für Gott, können anderseits aber auch keine Rechenschaft über das Verhältnis Gottes zur Sonne geben, wie denn ihre ganzen Vorstellungen von Gott überaus dürftig und unklar sind. Wie bereits durch den Namen angedeutet ist, denkt man sich Gott im bedeutsamen Unterschied gegen die Menschengeister oben im Himmel wohnen; deshalb wird bei der Verehrung



Zauberer mit der Zauberflasche.

Gottes gen Himmel gesehen und ein wenig ausgespien.*) Am verbreitetsten ist ein Morgengebet zu Gott, welches bei der ersten Morgenröte oder bei aufgehender Sonne verrichtet wird. Der Beter schaut dabei nach Osten, speit etwas aus und spricht: „Gott, ich bitte dich, errette mich, Häuptling (nämlich daß ich heute nicht sterbe)." Opfer werden Gott nur am hellen Tage dargebracht, wenn die Sonne im Zenit steht.

Bei dieser klaren Scheidung zwischen Menschengeistern und Gott fällt nur eins auf, nämlich daß in Gebeten häufig „der Mensch Gottes" oder „die Menschen Gottes" angeredet und darunter einmal scheinbar die Menschengeister, das andere Mal Gott verstanden wird. Das erstere erklärt sich vielleicht daraus, daß man die Geister möglichst respektvoll anreden will, wie auch ein Großer oder ein Europäer als Gipfel der Schmeichelei wohl Gott angeredet wird. Das andere, nämlich daß Gott „du Mensch Gottes" angeredet wird, könnte man dagegen für eine aus der Geisterverehrung herübergenommene gedankenlose Redeweise halten, denn z. T. werden Gott dieselben Funktionen wie den Geistern zugeschrieben: er soll die Kinder geben, von Krankheit erretten, im Kriege beschützen, zur Beute verhelfen, gesund heimgeleiten, glücklich durch ein „Gottesurteil" bringen usw. Manchmal wird Gott allerdings auch in Gegensatz zu den Geistern gebracht, und zwar habe ich gefunden, daß ihm dann eine größere Macht als jenen zugeschrieben wird; z. B. wendet man sich wohl an ihn mit Gebet und Opfer, wenn ein Kranker nach Geisteropfern nicht genesen ist. Im allgemeinen ist aber die Anrufung und Verehrung Gottes längst nicht so häufig und populär, wie die der Geister. Aber wenn bei dem allen dem Forscher auch manches dunkel bleibt, so scheint es mir auf jeden Fall ausgeschlossen, daß unter dem ruva, dem Gott der Wadschagga, der Geist eines Menschen, wenn auch des Urahn zu verstehen ist. Dann finden wir allerdings in der Religion der Wadschagga neben der einen göttlichen Macht der Menschengeister eine andere, die mit jener nichts zu tun hat, nicht damit in Einklang gebracht werden kann. So entsteht die Frage, woher kommt diese Gottesvorstellung.

Es scheint mir zwei Möglichkeiten zu geben. Entweder sie

*) Eine bestimmte Art des Ausspeiens, das wir schon bei den Geisteropfern antrafen, ist ein Akt der Verehrung, der von alten Leuten vereinzelt auch vornehmen Menschen gegenüber geübt wird. Das junge Volk ist aber nicht mehr so höflich!

ist hereingetragen, etwa durch die Araber, die ja schon vor langen Zeiten die Küste Ostafrikas unterworfen haben und seitdem als Händler bis tief ins Innere gegangen sind, oder durch andere afrikanische Völker, die entweder selber semitisches Blut in sich haben oder mit Semiten nur in Berührung gekommen sind. Bei der Geschichtslosigkeit der Neger wissen wir leider ja gar nichts Näheres und Bestimmtes über die früheren Völkerverschiebungen. — Die andere Möglichkeit wäre die, daß die Gottesvorstellung der Wadschagga eine dunkle Erinnerung an die Uroffenbarung des wahren Gottes ist. Für mich steht die Frage offen, da in beiden Fällen eine Erklärung für die Tatsache gegeben ist, daß so manche Geschichten der Wadschagga ganz auffallend an das Alte Testament erinnern. Denn hierfür muß es allerdings eine befriedigende Erklärung geben.

Wenn die Vorstellung von Gott und die betreffenden Geschichten hereingetragen sein sollten, so müßte das schon vor sehr langer Zeit und sehr intensiv geschehen sein, da die alten Geschichten so oft den Namen Gottes aufweisen und da sie so lokal gefärbt sind. Hören wir einiges davon. Eine allgemeine Schöpfungsgeschichte besitzen die Wadschagga scheinbar nicht. An deren Stelle treten aber viele kleine Erzählungen darüber, wie man die einzelnen Feldfrüchte, Haustiere u. dgl. bekommen hat. Während man jedoch die meisten Gegenstände einfach gefunden oder entdeckt hat, ist es bezeichnend, daß man die Kühe vom Himmel gekommen denkt. Denn diese sind der Abgott der Wadschagga, ihr Kapital, der Gegenstand ihrer Habsucht, ihrer Sorge und Liebe. Die Geschichte lautet so: Als einst starker Regen fiel, ging ein Mensch in seine Anpflanzung und traf da zwei Tiere, welche vom Himmel herabkamen, ein Männchen und ein Weibchen. Er dachte, es seien Leoparden. Sie wollten weglaufen, er aber griff sie, brachte sie ins Haus, band sie an und gab ihnen viel Futter, Gras, Bananenschäfte und andere Dinge, welche die Kühe zu fressen pflegen. Und sie fraßen tüchtig. Später sah er, daß die Mutterkuh ein Kalb warf, und er melkte die Milch und kochte damit Essen. Das Essen wurde dadurch sehr wohlschmeckend. Da sagte er: Gott hat mir sehr gutes Essen gegeben. Und jene Kühe bekamen wieder Kälber und sie mehrten sich bis auf den heutigen Tag.

Die biblische Geschichte vom Sündenfall findet sich in mehreren Erzählungen wieder, die mit jener merkwürdig ähnlich

sind. Eine Fassung lautet wie folgt: Einst sagte Gott, die Menschen sollten von allen Fruchtbäumen essen, doch die Milch des mfifina sollten sie nicht essen. Eines Tages traf die Schlange den Menschen und sagte zu ihm: „Esset auch die Milch des mfifina." Darauf ritzte der Mensch die Rinde auf und aß. Gott wurde ärgerlich und sagte: „Jetzt werdet ihr nicht mehr von allen Früchten essen. Das, was ihr essen werdet, ist ndarahoe und ngapilo und sangwi und ndawiro (das sind wilde Früchte). Andere Früchte sollt ihr nicht mehr essen. Und wenn ihr jene Milch nicht gegessen hättet, würdet ihr nicht zu ackern brauchen, sondern würdet ihr wie Bäume sein (die nicht arbeiten); aber da ihr gegessen habt, werdet ihr arbeiten." — Eine andere Fassung ist diese: Es war einmal ein Mensch und seine Frau, die hatten ihre Pflanzung. Dort in der Pflanzung wuchs ein Fruchtbaum mit Namen mndarahoe und trug Früchte. Und sie erhielten von einem Menschen (?) den Befehl, daß sie jene Früchte nicht äßen. Eines Tages sah das Weib, wie die Früchte schön reif waren und pflückte sie ab, brachte sie zu ihrem Manne und sagte zu ihm: „Laß uns essen, daß wir sehen, wie es wird." Und sie aßen und fanden, daß sie süß schmeckten und aßen abermals. Schließlich kam jener Mensch, der den Befehl gegeben hatte, daß sie nicht essen sollten, sah sie, wurde zornig und wollte die Menschen nicht mehr gesund machen. Im Anfang pflegte jemand, der ein krankes Kind hatte, zu ihm zu gehen, und er heilte es. Dann ging er verloren, ohne daß man ihn wieder zu sehen bekam. Von der Zeit an — so fährt die Geschichte fort — begannen die Menschen den Geistern zu opfern und zu ihnen zu beten; und wenn ein Mensch stirbt, der einen Sohn hat, befiehlt er ihm: „Gieße mir hier an die Drazänenhecke Bier aus, mein Sohn (nämlich als Opfer)."

Weiter habe ich eine Sintflutgeschichte gefunden: Früher gab es eine Zeit, in der die Menschen nicht so schnell zu sterben pflegten. Da hörten die Menschen, wie die Erde sich spaltete, und sagten zueinander: „Laßt uns das Orakel befragen, damit wir das Ding wissen." Und sie gingen, um das Orakel zu befragen, und wurden beschieden: „Iyerigo (das ist der Name eines unbekannten Flusses) tut sich auf." Da wunderten sie sich, kamen zusammen und sagten: „Was sollen wir nun tun?" wußten aber nichts, was sie retten könnte, und verhielten sich ruhig. Einer sah dies, lief davon und ging auf einen hohen Berg zusammen mit seinen Kindern und blieb dort. Jene aber

baten die Geister, sie vor dem Wasser zu erretten, daß es sich nicht auftäte. Als sie noch so dachten, tat sich der Iyerigo auf und sehr viel Wasser bedeckte die Menschen und alle Sachen, und alles kam um. Aber jener, der auf den Berg geflohen war, kam mit seinen Kindern heil davon. — Interessant ist dann diese Fortsetzung: Jene Kinder verheirateten sich untereinander, aber sie vermehrten sich nicht schnell auf Erden. Deshalb schuf Gott einen Menschen, zwei Männer und zwei Frauen.

Ähnlich wie in diesen letzten Worten stoßen wir in den alten Geschichten häufig auf den Namen Gottes. Da heißt es einmal, daß ein Mensch zu Gott geht und bei ihm Hilfe findet, oder daß Gott Richter zwischen Menschen und Kühen ist, oder daß ein Armer im Himmel von dem großen „Häuptling" reich gemacht wird usw. Eine Geschichte ist deshalb besonders interessant, weil sie lebhaft an die von Daniel in der Löwengrube erinnert, nur daß an Stelle der Löwen große Affen, die sogenannten Hundspaviane, treten, welche sehr viel am Kilimandscharo sind und unter Umständen Menschen, besonders Frauen, gefährlich werden können. Löwen haben wir dagegen am Gebirge nicht, um so mehr freilich in der Steppe um den Kilimandscharo herum. Die Geschichte lautet so: Ein Mensch wohnte in dem Lande eines großen Häuptlings. Wenn dieser ihn rief, wollte er jedoch nicht kommen, sondern weigerte sich und sagte: „Ich hänge nur Gott an." Eines Tages ließ der Häuptling das Horn blasen, welches die Leute zur Arbeit zusammenruft, und sagte zu den Kriegern: „Auf, laßt uns die Hundspaviane töten." Diese zerstören nämlich sehr die Felder der Eingeborenen. Sie gingen hin und bemühten sich lange, sie zu töten; die Paviane ließen sich aber nicht beikommen, sondern töteten vielmehr zwanzig Leute. Da kehrten die anderen nach Hause zurück. Darauf sagte der Häuptling: „Jener Mensch, der mir nicht gehorcht, schleppt ihn in die Höhle der Paviane, damit sie ihn fressen." Und sie brachten ihn dahin. Die Paviane legten sich aber nieder und kitzelten ihn nur, bis es Tag wurde. Am Morgen sagte der Häuptling zu seinen Kriegern: „Geht hin und seht zu, wie sie ihn getötet haben." Sie gingen hin und trafen ihn dort lebend an. Dann zogen sie ihn herauf, wunderten sich sehr und sprachen: „Gott ist wahrhaftig groß." Darauf kehrten sie nach Hause zurück und einige glaubten an Gott, andere wollten aber nicht.

Aus all den mitgeteilten und angedeuteten Erzählungen sehen wir, daß unsere Wadschagga immerhin eine gewisse Gotteserkenntnis besitzen. Zwar ist dieselbe gar verworren und in sittlicher Beziehung unfruchtbar. Und doch, daß sie nicht ganz bedeutungslos ist, beweist z. B. folgende Begebenheit. Ein junger Christ der Station Mamba erzählte einst einer Verwandten etwas von dem wahren Gott. Darauf antwortete sie, auch sie glaube an Gott und wüßte, daß die Geschichten von ihm gut seien, denn sie kannte auch eine solche. Und nun erzählte sie ihm jene Geschichte von den Hundspavianen, die unser Christ bis dahin noch nicht gekannt hatte, denn die Geschichten sind infolge ihrer Menge keineswegs Allgemeingut. Er hat sie dann aufgefordert, doch zu uns in die Kirche zu kommen, worauf sie geantwortet, sie wohne zu weit und wäre nicht gesund; sonst würde sie kommen. Wenn sie stürbe, wollte sie aber nicht zu den Geistern, sondern zu Gott. Die Leute hätten sie gefragt: Wer wird dir denn die Tür auftun? worauf sie geantwortet: Ich werde so gehen. Hier waren alle schlecht, deshalb sind sie von Gott vertrieben; aber ich werde zu Gott gehen.

In ähnlicher Weise machen, wie ich weiß, auch andere Erzählungen von Gott vereinzelt einen gewissen Eindruck auf die Wadschagga; im allgemeinen nehmen sie aber doch nur eine sehr untergeordnete Stellung in ihrem religiösen Denken ein, ebenso wie der Gotteskultus bedeutend gegen den Geisterkultus zurücktritt.

Drittes Kapitel.

Die Zaubermittel.

Außer den Geistern und Gott haben die Wadschagga nun noch ein Drittes, dem sie die Kraft zuschreiben, etwas zu wirken, was über menschliche Kräfte hinausgeht; das sind die **Zaubermittel.** Hauptsächlich gibt es davon drei Arten: 1. Amulette, 2. Zaubermittel, durch welche „Gottesurteile" hervorgerufen werden, und 3. solche, durch welche verflucht wird.

Amulette haben die Wadschagga in größter Auswahl. Dieselben haben den Zweck, Schutz gegen Feinde, Krankheiten und Not, sowie Hilfe bei allerlei Unternehmungen zu erwirken. So gibt es jedesmal besondere Amulette gegen Ver-

zauberung, gegen Feinde, gegen Krankheiten, gegen Leoparden; Amulette, die bewirken sollen, daß man von mächtigen Menschen geliebt wird, daß man im Kriege gute Beute macht, daß die Entbindung leicht vonstatten geht usw. Diese Amulette werden um die Stirn, um die Hüften und am häufigsten um den Hals gebunden. Im anderen Falle werden sie auch verschluckt oder, wenn das Mittel aus einem Pulver besteht, an Stirn und Schläfe gerieben. Dies geschieht z. B. bei dem Überfall eines feindlichen Landes, damit man das Brüllen des von den Bewohnern versteckten Viehes hören und dasselbe dann rauben kann.

Von größter Bedeutung für das soziale und rechtliche Leben sind die sogenannten Gottesurteile. Diese werden angewandt, sobald die Schuld eines Menschen durch einfache Rechtsprechung nicht entschieden werden kann. Solches tritt aber infolge der unglaublich dreisten Lügen der Gegner und Zeugen, welche zur Erlangung von Vieh einen Streitfall manchmal einfach aus der Luft greifen, recht oft ein. In solchen Fällen müssen immer wieder die Gottesurteile herhalten. Weiter appellieren die in einem Prozeß bereits als schuldig erkannten und häufig tatsächlich Schuldigen wohl sozusagen an die höhere Instanz der Gottesurteile, offenbar im Vertrauen auf betrügerische Hilfe bei Anwendung des Gottesurteils oder auf ihre physische Kraft. Um das nebenbei zu bemerken, liegt für unsere Christen in der Einrichtung der Gottesurteile eine große Schwierigkeit, denn in einem Prozesse mit einem Heiden versteift sich dieser manchmal einfach darauf, wie es schon öfters vorgekommen ist. Da unsere Christen sich aber natürlich auf solche Sachen nicht einlassen können, ist es sehr schwer für sie, ihr Recht zu bekommen. Das am häufigsten angewandte Gottesurteil besteht im Trinken eines offenbar berauschenden Gebräus, welches aus einer besonders für diesen Zweck von einem bestimmten Manne gepflegten Pflanze, kimanganu genannt, hergestellt und in einem großen Schneckenhause verabreicht wird. Der Betreffende wird dann auf die mannigfaltigsten und schwierigsten Proben gestellt, ob er seiner Sinne völlig mächtig bleibt oder nicht, z. B. muß er entsprechend der Zahl der Trünke sechsmal oder, wenn es eine Frau ist, viermal unter Führung eines anderen einen weiten Kreis im Lande beschreiben und diejenigen Leute, die ihnen begegnen, mit allen ihren Namen grüßen; oder er muß sich genau in derselben Weise, wie sein Anführer es ihm vormacht, im Kanale waschen, etwa nur auf einer Seite usw. Je nachdem ob

er die Proben besteht oder nicht, geht er als Sieger oder Besiegter aus dem Gottesurteil hervor. Bei einer anderen Art muß jede der beteiligten Personen ein Stöckchen einliefern, worauf durch einen Zauberer das Orakel befragt wird, welches Stöckchen dem Schuldigen gehört. Ein andermal wird dem Angeklagten ein Nagel durch die Backe gestoßen, oder er muß aus einem Topfe mit heißem Wasser eine Axt herausholen. Kommt im ersten Falle Blut oder verbrennt die Hand, so ist er schuldig. Übrigens habe ich diese beiden letzten Arten von Gottesurteilen nie mit erlebt, doch scheinen sie früher tatsächlich in Übung gewesen zu sein. Auch in anderer Beziehung haben sich manche Härten in der Rechtspflege und Bestrafung der Schuldigen mit der Zeit abgeschliffen.

Während durch alle jene Vornahmen das Schuldig oder Unschuldig nur festgestellt werden soll, wogegen die Bestrafung der Schuldigen in der Fortnahme einer vorher ausgemachten Anzahl von Vieh besteht, gibt es auch Zaubertränke, die den Schuldigen zugleich strafen, nämlich krankmachen oder töten. Solch ein Trunk wurde z. B. vor einigen Jahren in mehreren Landschaften des Kilimandscharo von der gesamten Bevölkerung als Gegenmittel gegen die private Anwendung von Zaubereien genommen; ebenso ließ der Häuptling Mareale einmal seine sämtlichen Frauen einen Zaubertrunk nehmen, um eheliche Untreue zu konstatieren und zu bestrafen.

Aufs nächste verwandt hiermit sind andere unter Verfluchung angewandte Zaubermittel, durch welche die Schuldigen bestraft werden sollen. Das wirksamste und daher gefürchtetste derartige Zaubermittel ist der sogenannte nungu d. h. Topf, ein kleines Tongebilde, welches früher vermutlich die Gestalt eines wirklichen Topfes gehabt, später jedoch die Gestalt eines Tieres oder, wenn man will, eines Menschen, teils männlich, teils weiblich, bekommen hat. Wegen der menschlichen Gestalt und der furchtbaren Wirkung, die dem Zauberer mit Hilfe desselben zugeschrieben wird, hat ein römischer Pater am Kilimandscharo kurzer Hand den Schluß gezogen, er habe es mit einem Götzen zu tun. Dies ist aber, wie Missionar Raum-Moschi in einem in der Zeitschrift „Globus“ erschienenen Aufsatz*) nachgewiesen hat, nicht nur durch die vorhin geschilderte Art der Dschagga-Religion, sondern auch durch die Behandlung des

*) Bd. LXXXV. Nr. 7.

nungu selbst völlig ausgeschlossen. Es würde zu weit führen, wenn ich das näher auseinandersetzen wollte. Doch möchte ich mit Beiseitelassung vieler Nebenmomente erzählen, in welcher Weise mit dem nungu geflucht wird, um den Leser einmal einen Blick in die vielleicht dunkelste, dämonischste Seite des Heidentums tun zu lassen.

Die Veranlassung zu dem Fluchen mit einem nungu ist entweder ein größerer Diebstahl oder ein Streit mit einem anderen Menschen oder eine Vergewaltigung seitens eines Mächtigeren, dem man mit seiner eigenen Kraft nichts anhaben kann. Also angenommen, einem Menschen sei Getreide gestohlen, so holt er sich einen nungu von dem Eigentümer desselben. In einem Lande gibt es deren nur sehr wenige, wie auch das Zaubern damit verhältnismäßig nur selten geübt wird. Dann geht der Mann damit auf einen öffentlichen Platz, z. B. auf einen Weg, der zum Marktplatz führt, und fordert den Dieb mit lauter Stimme auf, das Gestohlene zurückzubringen: „O, du Geriebener, der du mein Getreide gestohlen hast, bring zurück, bring zurück. Wenn du es nicht zurückbringst, so möge der Topf dich völlig abschneiden, d. h. dich ausrotten, so daß dein Geschlecht nicht mehr genannt wird. Wenn du es aber zurückbringst, so möge der nungu wieder abkühlen (so daß er nicht mehr schadet)." Solche Warnung geschieht mehrere Tage, außer mit Worten auch durch einfaches Aufhängen am Eingang des Gehöftes. Denn man möchte vermeiden, damit zu fluchen, gewiß nicht aus Rücksicht auf den Dieb, sondern weil ein nungu, mit dem geflucht ist, seine vernichtende Wirkung auch gegen den Verfluchter selbst richten kann, wenn er nicht, wie es heißt, „abgekühlt" wird. Zu solchem Abkühlen bedarf es aber vor allem anderen der Schlachtung einer Ziege oder eines Lammes. Bleibt der Dieb aber unbekannt, so muß der Beschwörer selbst das Opfertier hergeben. Wird das gestohlene Getreide auf die Warnung nicht zurückgebracht, so beginnt der Bestohlene den nungu in Wirksamkeit zu setzen. Er geht dazu frühmorgens, ehe es Tag geworden, hinaus und beginnt, den mit Blättern u. dgl. für ihn selbst ungefährlich gemachten, an einem Stocke hängenden nungu in der Luft schwingend, mit lauter Stimme etwa so zu fluchen: „Du Mensch, der du mein Getreide genommen hast, der nungu möge dich ausrotten, dich und deine Frau und deine Kinder und dein Geschlecht und deine Großväter. Dein Geschlecht werde auch nicht in einem Gliede mehr genannt. Eure

Mutterbrust (als Lebenserhalter des Geschlechts gedacht) werde mit Mist bestrichen (wie man Mist in der Bananenpflanzung ausbreitet, damit das Unkraut darunter stirbt und verfault). Wenn du Milch trinkst, scheide sie wieder aus (nämlich ohne daß dein Körper davon Kraft bekommen hat); wenn du Bier trinkst, scheide es wieder aus" — und in der Weise zählt der Verflucher alle verschiedenen Nahrungsmittel und Gerichte der Eingeborenen auf. Dann fährt er fort: „Wenn du mit einem Menschen redest, so mögen dich die Geister fassen; wenn du Bier trinkst, so mögen dich die Geister verwerfen; wenn du Bananen issest, so mögen dich die Geister verwerfen" — und nun werden in dieser Weise alle Nahrungsmittel aufgezählt. Mit solchen Verwünschungen schickt er, wie es heißt, den nungu in das Gehöft des Diebes, damit derselbe dort töte. Wenn er dann hört, daß ein Mensch stirbt, behauptet er wohl, jener sei der Verfluchte, oder er hofft auch, daß der Dieb das Gestohlene jetzt noch zurückbringt, was tatsächlich nicht selten geschieht. Solch eine Zurückerstattung erlebten wir einmal vor mehreren Jahren. Einem Mitarbeiter wurde eine Blechbüchse mit Mehl gestohlen. Er wandte sich an seinen Häuptling mit der Bitte, in seinem Lande nachforschen zu lassen, wo die Büchse stecke. Und was tat dieser? Kurzer Hand, ohne daß er dem Missionar etwas davon sagte, ließ er bekannt machen, er würde mit dem nungu fluchen, wenn der Dieb das Mehl nicht wieder zurückbrächte. Das half. Am andern Morgen stand die Büchse mit dem Mehl vor der Tür des Missionshauses.

Ich hatte immer den Wunsch, in den Besitz eines nungu zu kommen, um ihn meiner ethnographischen Sammlung einzufügen. Aber man sagte mir, wenn ich auch eine oder mehrere Kühe gäbe, würde ich keinen bekommen, d. h. keinen schon benutzten, der die Zeichen des Gebrauchs an sich trägt. Die unbenutzten sind verhältnismäßig leicht zu erhalten. Ich wandte mich daher an meinen Freund, den Häuptling Mareale, mit der Bitte, mir einen nungu zu schenken, zumal da ich bei ihm keine Mißdeutung meines Wunsches zu befürchten brauchte. Dieser erfüllte meine Bitte und schickte mir noch unmittelbar vor dem Antritt unserer Urlaubsreise einen viel gebrauchten nungu. Besonders interessant daran ist der Umstand, daß man vorher etwas Erde davon abgekratzt hat, um ihn in oder vermittels dieser Erde nachträglich noch abkühlen zu können, da man gerade vor kurzem damit geflucht, den Fluch aber noch

nicht hatte auswirken lassen. Wenn man kein Stück davon behalten hätte, würde man es also nicht haben verhindern können, daß der nungu trotz der Ferne in der Familie des damit verfluchten Missetäters immer weiter tötete.

Statt solches nungu gebrauchen die Wadschagga auch wohl Kuh- oder Ziegenglocken, eine Axt und eiserne Hacke, zwei Steine oder auch nur zwei Fingernägel, die sie aufeinanderklopfen. Doch schreibt man dem Fluchen mit diesen Gegenständen nicht solche verderbenbringende Wirkung, wie dem nungu zu, weshalb man auch viel schneller damit zur Hand ist. So verfluchte mich z. B. einst ein Kostschüler, weil ich ihm mein verlorenes Messer, welches er beim Jäten gefunden hatte, nicht gleich schenkte. Er tat das natürlich hinter meinem Rücken, doch teilten es mir die anderen Knaben, welche schon längere Zeit bei mir waren, alsbald entrüstet mit.

Ich sagte vorhin, daß die Wadschagga außer den Geistern und Gott noch ein Drittes, nämlich die Zaubermittel haben, denen man übermenschliche Kräfte zuschreibt. Doch liegt die Sache allerdings nicht so, daß die Zaubermittel lediglich durch sich selbst, durch eigene Macht wirken. Vielfach hat es freilich solchen Anschein, und tatsächlich werden die Eingeborenen auch oft dies Gefühl haben (ich sage „Gefühl", nicht etwa „Ansicht", da sie kaum hierüber reflektieren werden). Dann aber erscheinen immer wieder die Geister, die ihre Hand dabei im Spiele haben, die bei Anwendung des Zaubermittels Schutz verleihen oder das gewünschte Unheil wirken; z. B. heißt es, die Geister gäben dem nungu die Kraft zu töten. Die Amulette werden durch Anrufung der Geister seitens der Zauberer wirksam gemacht, weshalb man auch wohl beim Biertrinken den ersten Schluck als Spendopfer an die Geister auf ein Amulett ausspeit. So sehen wir denn auch hier, daß in Wahrheit die wichtigste Stellung in den religiösen Anschauungen und Gebräuchen die Geister einnehmen, oder daß die Wadschagga — um mich eines Fremdwortes zu bedienen — vor allem anderen dem Animismus huldigen.

Damit habe ich die Umrisse der Religion der Wadschagga gekennzeichnet. Doch habe ich damit die religiösen und abergläubischen Anschauungen und Gebräuche nicht annähernd erschöpft. Sonst müßte ich noch reden von den Besprengungen, Reinigungen und all den ungezählten religiösen Zeremonien, welche sich an Geburt, Beschneidung, Heirat und Tod hängen und noch von

gar vielem anderen. Aber durch das Gesagte werden die Leser hinlänglich den Eindruck gewonnen haben, daß die Wadschagga wahrlich kein religionsloses Volk sind, wie es dem Naturforscher Johnston erschien, sondern daß ihr Leben von Religion geradezu durchsetzt ist. Anderseits gewinnt man aber den Eindruck, daß diese Religion, obwohl sie keineswegs zu den niedrigsten gehört, wie etwa der Fetischismus, dennoch überaus traurig und armselig ist. Wie uns diese innere Armut und Dürftigkeit aber zu herzlichem Mitleid mit den verblendeten Wadschagga treiben soll, so möchte uns anderseits jene Bedeutung, welche die heidnische Religion in ihrem Leben einnimmt, in der Hoffnung bestärken, daß einst ihr Leben von der christlichen Religion durchzogen und durchdrungen wird. Denn ohne barmherzige Liebe und zuversichtliche Hoffnung kann eine Missionsarbeit nicht gedeihen.

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig.

II. Allgemeines.

Die Herrlichkeit des Missionarberufs. Von Missionar Sandegren. 17 S. —.10

Erfahrungen und Winke in betreff der Feier von Missionsfesten, von Missionssenior Handmann. 9 S. . . . . —.05

Kleine Missionsagende. Eine Sammlung alter und neuer Gebete für die Mission. Von Domprediger Emil Körner. 80 S. . . . . —.75

Dasselbe in ganz Leinen (schwarz) gebunden 1.20

Das Christentum als Weltreligion. Umschau auf dem Gebiete der gesamten evangelischen Mission am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Missionssenior R. Handmann. 24 S. . . . . —.20

25 Lieder für Missionsfeste. Herausgegeben von der Ev.-lutherischen Mission zu Leipzig. 100 Expl. Mk. 1.50; 300 Expl. Mk. 4.—; 1000 Expl. Mk. 10.— inkl. Porto.

III. Bilder, Karten und dergl.

Wandkarte des Arbeitsfeldes auf dem Kilimandscharo nebst dem Meru-Berg und Uguenogebirge. In Farbendruck, 52 cm hoch und breit . . . . . —.50

Dieselbe aufgezogen auf Leinwand, mit lackierten Stäben, zum Aufhängen . . 1.50

Kleine Karten vom afrikanischen Missionsfeld . . . . . —.10

Kleine Missionsbüchsen von Pappe, verschlossen mit Siegelmarken . . . . . —.10

Wiederverschluß geöffneter Büchsen erfolgt entweder durch Amtssiegel eines mit der Sammlung von Gaben Beauftragten, oder durch neue vom Missionshaus zu beziehende Siegelmarken.

IV. Missionsblätter.

Das Ev.-luth. Missionsblatt. Dies illustrierte Missionsblatt erscheint jährlich in 24 Nrn. Preis des Jahrgangs 1.50

Das Evangelisch-Lutherische Missionsblatt erscheint am 1. und 15. jedes Monats und wird am besten in der nächsten Buchhandlung bestellt für Mk. 1.50 jährlich. Es kann auch von der Post (außer Bestellgeld Mk. 1.75) oder direkt vom Missions-Verlag (Mk. 2.— inkl. Porto) bezogen werden.

Die Kleine Missionsglocke. Illustr. Kindermissionsblatt. Monatlich 1 Nummer. Preis jeder Nummer 1 Pfg. exkl. Porto. **Von 100 Exemplaren ab portofrei.** **Nur direkt vom Verlag zu beziehen.** ☞ **Auflage 110 000.** ☜

Zauberarzt und Schlangenbeschwörer.